„Der Courier"
ist die führende deutsche Zeitung Canadas.

Berichterstatter in allen größeren deutschen Ansiedlungen.

Der Courier

In unserer Druckerei sind nur Fachleute mit langjähriger Erfahrung angestellt... Wir können auch deshalb die besten Drucksachen zu niedrigsten Preisen liefern.
Man verlange Preisanschläge, Muster und Auskunft über Drucksachen von
Western Printers Association Ltd.
1885 Halifax Str. Regina, Sask.

Das deutsche Heer in Südrußland

Der Kampf um den Schienenweg. Von Martin Winkel.

Als im November 1918 sich Deutschlands Tragödie vollzog, befanden sich etwa 300,000 Mann des deutschen Heeres im Süden Rußlands, auf der Krim und im Kaukasus. Es ist viel dagegen vorgebracht worden, daß nach dem Frieden von Brest-Litowsk eine deutsche Armee bis hinunter zum Kaukasus marschierte. Das war aber notwendig; denn diese Armee hat Deutschland unschätzbare Dienste geleistet, wenn auch zugegeben werden muß, daß ihre Stoßkraft im Westen von Vorteil hätte sein können. Die damals gerade zur Unabhängigkeit proklamierte ukrainische Republik des Hetmanns und Staatspräsidenten Skoropadski hatte die deutsche Heeresleitung um Beistand gegen die im jungen Staatsgebäude überhand nehmenden und gut bewaffneten zahlreichen Banden gebeten, die die vertraglichen Lieferungen von Getreide, Vieh, Kohlen usw. an Deutschland und Oesterreich-Ungarn ernstlich gefährdeten. So marschierten denn deutsche und österreichische und zum geringen Teil auch türkische Formationen in die Ukraine ein und schufen Ordnung, so daß eine korrekte Durchführung des Friedensvertrages möglich wurde.

Bald rollten Tag und Nacht die Eisenbahnzüge mit Lebensmitteln, hauptsächlich jedoch mit Mehl und Zucker, aber auch mit lebendem Vieh, Rindern und Schweinen, nach der bedrängten deutschen Heimat. Auch mancher Transport mit den den Bolschewicki in oft erbitterten Kämpfen abgenommenen Geschützen usw. gingen zur Heimat, ganz zu schweigen von den vielen Kohlentransporten, die aus dem Donezbecken unablässig gen Westen rollten.

Diesen deutschen Truppen wo[illegible] jedoch mit dem Eintritt der deutschen Wirren plötzlich die Heimfahrt und überhaupt jede Verbindung mit dem Vaterlande abgeschnitten. Hinzu kam, daß die Oesterreicher, die weite Gebietsteile, vor allem jedoch viele wichtige Eisenbahn-Knotenpunkte besetzt gehalten hatten, bei dem Zusammenbruch der Doppelmonarchie fluchtartig ihre Stellungen verließen und zum großen Teile ihre Waffen zurückließen. Diese Waffen wandten sich in den Händen von mit einem Male wie aus dem Boden gewachsenen bolschewistischen Elementen gegen die aus dem fernen Osten zur Heimat vordringenden deutschen Bataillone. Nur wenig ist über das Schicksal dieser deutschen Truppen in der Oeffentlichkeit bekannt geworden.

* * *

Unser Bataillon lag auf viele Dörfer im Gebiete der freien Donkosaken verteilt, die sehr deutschfreundlich waren, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kunde von dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches zu uns drang. Gleichzeitig tauchten, zunächst noch vereinzelt, dann aber immer häufiger, die Schreckensnachrichten von Ueberfällen und blutigen Angriffen auf unsere Posten und auf kleinere deutsche Abteilungen auf. Bandenführer, wie Machnow und Grigoriew, durchzogen mit ihren Scharen mordend und sengend das weite Land. Auf die Aushändigung unserer Waffen und unserer Ausrüstung hatten sie es besonders abgesehen. Die Banden übten auf die Bevölkerung einen unglaublichen Terror aus, so daß diese oftmals zu ihnen hielt und kleinere deutsche Formationen verriet. Die Ueberfälle mehrten sich täglich; sie wurden mit Vorliebe auf solche Abteilungen ausgeübt, die glaubten, daß es mit dem deutschen Niedergang jetzt auch ohne Disziplin und Manneszucht ginge und ihre Kokarden, Achselstücke usw. entfernt hatten und so in ihrer Halt- und Führerlosigkeit geradezu zu Ausplünderungen herausforderten. Wenige von diesen Kameraden erreichten die Heimat. Und die von ihnen doch noch glücklich nach Deutschland kamen, haben sich, da sie ja waffenlos waren, hungernd und frierend, bettelnd und dem Hohn der Bevölkerung ausgesetzt, durchs Land schleppen müssen.

Wir vertrauten nach wie vor unseren Offizieren. Das Bataillon wurde in aller Eile zusammengezogen. Wir waren entschlossen, uns bis zur Heimat durchzuschlagen und, wenn es sein mußte, unser Leben so teuer als möglich zu verkaufen. An einem kalten und unfreundlichen Vormittag Ende November 1918 wurde unser Bataillon auf dem Bahnhof eines kleinen Grenzstädtchens zwischen der Ukraine und dem Gebiete der Donkosaken verladen. Eine an Entbehrungen, Verlusten und Abenteuern reiche Fahrt nahm ihren Anfang. Es wurde eine Heimfahrt, die ihren Teilnehmern für alle Zeiten im Gedächtnis haften bleiben wird.

Die ersten Stationen durchfuhren wir, ohne auf irgendein Hindernis zu stoßen. Die Bahnhöfe lagen leer und verlassen. Die Bevölkerung sah unserem langen Transportzug, an dessen Türen sich die stets gefechtsbereiten Maschinengewehre befanden, erstaunt nach, hielt sich jedoch in respektvoller Entfernung. Da wir mit den Russen während der ganzen Besatzungszeit im allgemeinen gut ausgekommen waren, erschien uns diese befremdliche Haltung natürlich als ein Zeichen zur Vorsicht. Der Alarmzustand in den einzelnen Waggons wurde verstärkt. Nach dreitägiger Fahrt näherten wir uns dem ukrainischen Industrie- und Bergwerksgebiet, dem Donezbecken. Hier stießen wir auf die ersten Widerstände. Die Bahnhöfe waren von bolschewistischen Elementen besetzt, die anscheinend glaubten, inbezug auf unsere Entwaffnung ein leichtes Spiel zu haben; denn sie näherten sich uns in einer ganz leichtsinnigen und frech-aufdringlichen Weise. Die Sache wickelte sich im allgemeinen so ab, daß wir kurz vor der von Bolschewicki besetzten Stadt aufgerissene Eisenbahnschienen vorfanden. Bald nach unserm Halten näherten sich dann auch die Delegationen der Bolschewicki mit der weißen Fahne und forderten uns auf, die Waffen abzugeben. Sichere Heimgeleitung und ausreichende Verpflegung wurden uns wohlwollend in Aussicht gestellt. Die Antwort unseres Kommandeurs war in allen Fällen ein kurzes „Nein!" Eine Kompagnie machte sich gefechtsbereit und ging auf den Bahnhof vor, nachdem unsere auf den letzten Waggon aufgestellten beiden 7,5-cm-Geschütze einige Worte der Begrüßung gesprochen hatten. Aber nicht immer war so ein Bahnhofssturm als tragisch zu bezeichnen. Oft boten sich auf der „genommenen" Station Bilder der heitersten Art. Die „Besatzung", die uns die entsandten Bolschewiki-Parlamentäre mit „mehreren Tausend" Mann bezeichnet hatte, bestand aus etwa 30—40 Mann, die in irgendeinem Raum des Bahnhofsgebäudes ängstlich der Dinge harrten, die da kommen sollten. Wir befreiten sie von der Mühe des Waffentragens und veranlaßten sie zum sofortigen Ausbessern des zerstörten Schienenstranges. Dann ging die Fahrt mit einigen scherzhaften Worten des Abschieds weiter, weiter gen Westen, der Heimat zu.

(Fortsetzung auf Seite 16.)

Großfürst Nikolajewitsch's Programm.

Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der die politischen Vorgänge in Rußland mit regem Interesse verfolgt, entwickelte kürzlich einem ausländischen Journalisten sein antibolschewistisches Programm. Er ist der Meinung, daß die wachsende Unzufriedenheit in der Roten Armee sich früher oder später in einer gewaltigen Revolte gegen das herrschende Rätesystem entladen wird. Der nationale Gedanke gewinnt im heutigen Rußland immer mehr an Raum. Die künftige Regierung wird eine ausgesprochen nationale sein mit bolschewistenfeindlicher Tendenz. Indem sie vor allem alle russischen Kriegsschulden und die Unantastbarkeit des Privateigentums anerkennt, wird es ihr in weit fruchtbarerem Maße als den Sowjets gelingen, Westeuropa an der russischen Wirtschaft zu interessieren. Innere und äußere Politik einer solchen Regierung können nur eine sehr versöhnliche Note aufweisen. Alle Bodenreformen sollen nicht wie bisher staatlicher Spekulation, sondern dem Gros der Bauernschaft zugute kommen. Die Vorteile anderer Volksklassen, die aus der Revolution Nutzen gezogen haben, sollen bestehen bleiben, niemand im Lande wird einzig nach seiner Haltung gegenüber den Sowjets beurteilt werden. Nationale, konfessionelle und soziale Toleranz soll stets von dieser künftigen Regierung bekundet werden. Von einem monarchistischen Putsch kann freilich keine Rede sein, da ihr die Massen eine etwaige Gefolgschaft vorläufig versagen würden.

Vom Tabakbau.

Der Besitzer einer Tabakpflanzung muß sich oft wie ein Krankenwärter vorkommen, denn der Tabakkamen, von dem 15 Gramm rund 40,000 ausgewachsene Pflanzen ergeben, ist so zart wie ein krankes Kind. Diese winzig kleinen Körner werden zunächst in Warmbeeten ausgesät, in denen die höchst empfindlichen Sämlinge steter Pflege bedürfen. Nach zwei Monaten werden sie verpflanzt, was ebenfalls große Sorgfalt erfordert. Nach weiteren zwei Monaten beginnen die unteren Blätter sich zu entwickeln. Wenn es sich um edlere Tabaksorten handelt, werden diese Blätter bald nach der Reife angenommen und gesondert behandelt. In der Regel erfolgt das Pflücken jedoch erst, wenn auch die mittleren Blätter gereift sind. Dann schlägt man die ganze Staude ab und läßt sie verwelken. Um für den Raucher genußfertig zu werden, muß der Rohtabak noch drei verschiedene Behandlungen erfahren: Trocknen, Gären und Reifen. Während man den Rohtabak früher meistens in der Sonne trocknete, ist heute die künstliche Trocknung am offenen Feuer oder in besonderen Trockenhäusern üblicher, wobei die Blätter mit bestimmten Unterbrechungen vier oder fünf Tage lang über einem kleinen Feuer aufgehängt werden. Nach vier bis fünf Wochen derartiger Behandlung werden sie zu zehn oder zwölf gebündelt und in zwei Meter hohen Reihen gelagert. Hier geht nun in ihnen die Gärung vor sich, die etwa einen Monat dauert. Nach Ablauf dieser Zeit werden die Blätter, die jetzt ein einheitliches Braun zeigen, nach verschiedenen Gesichtspunkten wie Qualität, Farbabstufung usw. sortiert und dann einige Jahre lang in mäßig erwärmten Lagerhäusern untergebracht, bis sie die zur Verarbeitung nötige Reife erlangen.

Die Opfer der Tscheka.

Schon oft ist über die Blutorgien der berüchtigten sowjet-russischen Tscheka, der „Außerordentlichen Kommission zur Bekämpfung der Gegenrevolution", berichtet worden, aber noch niemals hat man bisher eine genaue, zahlenmäßige Zusammenstellung der Opfer dieser grausamen Institution herausgegeben.

In der „Iswestija" kennzeichnete am vierten Jahrestag der Einrichtung dieser Tscheka ein Mann die Steklow-Nachamkes ihre Bedeutung wie folgt: „Inmitten der Wetter und Donner des Bürgerkrieges entstanden, ist dieses Kampforgan der proletarischen Diktatur bis jetzt ein Gegenstand des Schreckens aller Feine der Revolution", und einer ihrer Führer, Lazis, bekennt in seinem Werke „Zwei Jahre Kampf auf der inneren Front" von ihr: „Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß ohne sie die Sowjetmacht nicht mehr bestehen würde." Die Verankerung des bolschewistischen Regimes im nackten Terror kann schwerlich deutlicher bekundet werden als durch solche Worte.

Ins Jenseits befördert wurden von der Tscheka bis August 1927: Die kaiserliche Familie, 37 Bischöfe, 1500 Geistliche, 79,000 Beamte, 16,367 Professoren und Studierende, 34,585 Betriebsleiter, 68,890 adlige Grundbesitzer, 56,340 Offiziere, 196,000 Arbeiter, 268,000 Soldaten und Matrosen sowie 890,000 Bauern.

Französische Mißwirtschaft in den Kolonien

Von Ferdinand Ingold.

Durch den Raub der deutschen Kolonien ist Frankreich die zweitgrößte Kolonialmacht geworden; es steht als solche nur hinter England, jedoch vor den Niederlanden, Portugal und den Vereinigten Staaten. Ein Gesetzentwurf über die Entwicklung der französischen Kolonien, den der Kolonialminister Sarraut 1923 einbrachte und der im gleichen Jahre angenommen wurde, enthält nachstehende Angaben: Die Kolonien besitzen eine Größe von 10,311,638 Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von 52,448,059 Einwohnern. Der Umfang übertrifft demnach den des Mutterlandes um das Sechzigfache! Die Einfuhr betrug 1923 3.1, die Ausfuhr 3.9 Milliarden (Papier-) Franken. An Eisenbahnen gab es in Westafrika 2646 Kilometer, in Indo-China 2124 Kilometer und in Madagaskar 488 Kilometer. Dakar, der beste Hafen der afrikanischen Westküste, soll zu einem Welthafen ausgebaut werden. Bei einem Schiffsverkehr von rund 4 Millionen Tonnen besaß sein Handel 1923 den gleichen Umfang wie der von Bordeaux. Die Kolonien liefern 10 Prozent der französischen Einfuhr und nehmen dem Mutterlande 13 Prozent von dessen Ausfuhr ab. Da sie aber alle Rohstoffe besitzen, die für die französische Industrie von Wichtigkeit ist, ist der Kolonialminister mit diesen Zahlen nicht zufrieden. Um sie zu erhöhen, plant er eine sogenannte „politique d'association", wie sie in den nordafrikanischen Besitzungen (Algier, Tunis und Marokko) durchgeführt ist, mit weitgehender verwaltungstechnischer und finanzieller Selbständigkeit.

Seit der Annahme des erwähnten Gesetzentwurfs sind vier Jahre vergangen. Wie sieht nun diese Theorie des Ministers in Wirklichkeit aus? Darüber berichtet ein Reisetagebuch des bekannten französischen Schriftstellers André Gide, der im vorigen Jahre eine Reise durch die west- und zentralafrikanischen Gebiete Frankreichs unternahm. Gide ist ein guter Beobachter, ein human gesinnter Mensch; er besitzt eine eiserne Gesundheit und vollendete seine Reise mittels Boot, Tragstuhl, Pferd und Auto, weite Strecken aber auch zu Fuß, in der alleinigen Absicht, die betreffenden Länder gründlich kennen zu lernen. Dieser Pariser, dem die französische — und man darf wohl sagen, auch die Weltliteratur — wertvolle Werke verdankt, berichtet nun von den Erfahrungen, die er im Innern Afrikas hinsichtlich der französischen Kolonialwirtschaft und der unmenschlichen Eingeborenen-Behandlung gemacht hat. Seinen Angaben darf man unbedingt Glauben schenken. Wenn Gide seine Eindrücke öffentlich kundgibt, so vornehmlich deshalb, um den Eingeborenen eine menschenwürdige Behandlung zu verschaffen. Denn hier handelt es sich um ein beschämendes Kapitel in der Geschichte des schwarzen Erdteils. — Der Gesundheitszustand der Neger ist sehr schlecht. Verschiedene Hautkrankheiten sind unter ihnen derart verbreitet, daß in weiten Gebieten Menschen mit ganz gesunder Haut selten sind. Vielfach leiden die Männer an Elephantiasis, einer scheußlichen Vergrößerung der Gliedmaßen. Dr. Cacavelli, der an den [illegible] arbeitet, operierte einige junge Leute, die Geschwülste von 30 bis 70 Kilogramm [illegible] aufwiesen, ja in einem Falle war eine derartige Geschwulst sogar [illegible]. Diese Kranken mußten oft 15 bis 20 Kilometer zu Fuß bis zum Krankenhaus gehen. Auch die Schlafkrankheit, die unter deutscher Verwaltung erfolgreich bekämpft worden war, fordert unter der einheimischen Bevölkerung wieder zahlreiche Opfer. — Doch ist dieser Mißstand noch nicht der schlimmste; dieser liegt vielmehr auf einem anderen Gebiet. Um nämlich Wege anzulegen und auf den kaum gebahnten Pfaden im Urwald Lasten zu befördern, braucht man Arbeiter und Träger. Hierzu werden Neger aus den einzelnen Dörfern herangezogen. Da sie aber unzureichend bezahlt, kümmerlich verpflegt und schlecht behandelt werden, flüchtet die eingeborene erwachsene Bevölkerung in den unzugänglichen Urwald, wo sie durch Mangel an Nahrung häufig elend zu Grunde geht. In den Dörfern bleiben nur die Kranken, Alten und Kinder zurück. — Ein weiterer Mißbrauch ist die Erhebung von Steuern unter den Eingeborenen, selbst von solchen, die gar nicht mehr leben. Man zwingt dann die Hinterbliebenen, die Kopfsteuer auch für längst Gestorbene aufzubringen. Obendrein liegen die Preise, welche die Neger für ihre Lebensmittel und dergleichen bekommen, weit unter den Selbstbeschaffungskosten. Die weißen Aufkäufer erhalten die Waren in Wirklichkeit fast geschenkt, wenn auch von einem widerwilligen Geber. In den Bezirken, wo die Schwarzen auf eigene Rechnung Gummibau ausüben, nutzt man ihre Unkenntnis aus und zahlt ihnen einen weit unter dem Marktpreis liegenden Satz. Junge Franzosen gehen mit Vorliebe nach dem Kongo und versuchen dort, auf Kosten der eingeborenen Bevölkerung schnell reich zu werden. Auch die großen konzessionierten Handelsgesellschaften beuten die Neger auf die schamloseste Weise aus. Unbequeme Beamte, die dies Treiben nicht dulden wollen, werden durch Verleumdung und Verdächtigung rasch beseitigt und durch „tauglichere" Elemente ersetzt.

Als Gide am 27. Oktober 1926 zu N'Goto sein Lager aufgeschlagen hatte, weckte ihn des Nachts ein eingeborener Häuptling, der ihn mit einem Schwall von Worten überschüttete. Er kam heimlich zur Nachtzeit, weil der französische Steuerbeamte in Bôda versucht hatte, ihn von Gide fernzuhalten. Der Häuptling berichtete dem Reisenden, daß die Neger in einem seiner Dörfer sich geweigert hätten, ihre Heimstätten mit den angebauten Feldern zu verlassen und sich an dem Wege nach der Ortschaft Carnot anzusiedeln. Infolge dieser Weigerung hatte eine Abteilung Soldaten unter Führung eines Sergeanten die Gegend durchstreift, in jedem Dorfe zwei Mann aufgegriffen und alle aneinander gekettet. In Bodembere, einem Dorfe nahe N'Goto, wurden 12 Neger an Bäume gebunden und erschossen. Ferner brachten die Franzosen eine Anzahl Frauen um, wobei der Sergeant Yemba ein großes Schlachtmesser gebrauchte. Yemba ließ dann noch fünf Kinder in eine Hütte sperren und diese anzünden! Dem Strafzuge fielen im ganzen 83 Personen zum Opfer. — Am nächsten Tage sah Gide Eingeborene bei der Arbeit. In strömendem Regen arbeitete eine Gruppe Frauen am Wegebau. Aus einer drei Meter tiefen Grube zur Seite des Weges holten sie die Erde zur Befestigung der Straße. Und doch wird diese nie benutzt, außer von zwei französischen Beamten, die alle vierzehn Tage einmal den Markt in Bambio besuchen. Der aufsichtführende Soldat hatte die Frauen die ganze Nacht hindurch arbeiten lassen. — Gide berichtet von weiteren ähnlichen Fällen. Zehn Neger in Bambio, die der Compagnie Forestière das verlangte Gummi nicht geliefert hatten, mußten zur Strafe in der Sonnenglut mit schweren Balken auf dem Rücken um die Faktorei laufen. Wenn sie niederfielen, wurden sie mit der Lederpeitsche wieder in die Höhe gebracht. Dieser „Ball", wie man es nannte, dauerte von 8 Uhr morgens an den ganzen Tag über. Gegen elf Uhr fiel einer der Neger tot zu Boden; dennoch ging der „Ball" weiter. Die ganze Einwohnerschaft von Bambio und die Dorfhäuptlinge mußten dem gräßlichen Schauspiel beiwohnen.

Viele ähnliche Geschichten finden sich in dem Gide'schen Buche. Wenn ein Neger sich über grausame Behandlung beschweren will, so wird er gewöhnlich durch weitere Prügel auf andere Gedanken gebracht. In den Berichten der höheren Beamten steht von solchen Dingen natürlich kein Wort.

Es wäre zu wünschen, daß die französische Oeffentlichkeit durch den Bericht ihres aufrichtigen Landsmannes über diese haarsträubenden Zustände aufgeklärt und aufgerüttelt wird. Jedenfalls kann man verstehen, daß sich die Eingeborenen der früher deutschen Gebiete nach ihren alten Herren zurücksehnen, denen zwar das Versailler Diktat die Fähigkeit zum Kolonisieren abgesprochen hat, die aber weit bessere, erfolgreichere und anständigere Verwalter waren, als heute die Angehörigen der „Großen Nation".

„Geist" voller Müll.

Aus den Vereinigten Staaten kommen jetzt schon einige Klagen über abflauende Konjunktur. Ein Geschäftszweig allerdings wird in absehbarer Zeit wohl kaum über schlechten Umsatz zu klagen haben, nämlich der der Bootlegger, Heimbrauer und Mondscheiner. Dabei erfreut sich dieses Gewerbe nur in recht bedingter Weise der Unterstützung der Behörden. Ein derartiger Fall ereignete sich kürzlich in Detroit, das ja bekanntlich am Erie-See in nächster Nachbarschaft Canadas liegt. Dort wurden eines Tages in aller Frühe wie üblich die Müllbehälter (Abfallkästen) aus dem Stadtteil Belle Isle mit den städtischen Abfuhrautos weggeschafft. Einem mißtrauischen Beobachter fiel dabei auf, daß der Müll nicht an die dazu bestimmte Stelle gefahren wurde, sondern die Behälter an verschiedene Wirtschaften geliefert wurden.

Die einer Anzeige an den Prohibitionsagenten folgende Untersuchung förderte nun folgenden Tatbestand zu Tage: Die Bootlegger (Alkoholschmuggler) hatten sich in Canada den städtischen Müllbehältern gleichende Blechkästen besorgt, diese mit allerlei alkoholische Stoffe enthaltenden Flaschen angefüllt und oben mit altem Papier bedeckt. Diese Attrappen wurden dann bei Nacht nach Belle Isle geschafft, dort überall verteilt und am andern Morgen mit Autos, die genau so angestrichen waren wie die städtischen, abgefahren. So war die Behörde zwar nicht selbst beteiligt — was allerdings gleichfalls vorkommen soll —, zeigte jedoch in ihrer Müllabfuhr eine Einrichtung, durch deren geschickte Nachahmung die Schmuggler ihr Geschäft betreiben konnten.

Dieser Vorfall ist ein weiterer Beweis von vielen Tausenden dafür, daß kein Gesetz der Welt so unhaltbar und überflüssig ist wie das Alkoholverbot Amerikas. Das Volk wird zu Heuchelei und Gesetzesverachtung förmlich erzogen, Gegner und Anhänger opfern Riesensummen, die für soziale Zwecke besser angebracht wären, und obendrein werden, anstelle des früheren ehrlichen Gewerbes, unzählige zweifelhafte Existenzen gefördert. Es ist beschämend, daß noch wie vor gewisse Fanatiker derartige Mißstände als vorbildlich bezeichnen!

Courier-Kalender
für 1928 erschienen

Unser günstiges Angebot nur bis 1. Januar

Der mit großer Spannung erwartete **Deutschcanadische Hausfreund, der Courierkalender für 1928, ist fertiggestellt. Tag für** Tag wird er in großer Zahl an unsere Freunde in allen Teilen des Westens versandt. Alle anderen mögen sich mit der Bestellung dieses vorzüglichen Buches, das Unterhaltung und Belehrung in reicher Fülle bietet, beeilen.

Aus dem Inhalt:

An erster Stelle steht der Einleitungsartikel **„Aus dem Leben der Deutschcanadier"**, ein Ueberblick über das Deutschtum in Canada, verfaßt von Bernhard Bott, Regina.

Von den **spannenden Erzählungen und Novellen** erwähnen wir: „Der Armenarzt" — „Drei Schweizer an der Himmelspforte" — „Firmenschild und Wisge" — „Wer ist der Narr?" — „Der Blutacker" — „Die Kleine vom Delikatessenladen" — Dazu noch viele andere ernste und heitere Geschichten.

Ferner **Abenteuergeschichten** und **Reiseschilderungen** aus: Canada, Südamerika, Sibirien, Afrika, den Südseeinseln, Rußland usw.

Weiterhin fesselnd geschriebene Aufsätze über **Fortschritte der Technik** zu Wasser, zu Land und in der Luft.

„Am häuslichen Herde", Kalenderbeilage für unsere Frauen, mit praktischen Winken und Kochrezepten.

„Der deutsche Farmer", landwirtschaftliche Beilage des Kalenders, mit Abhandlungen über Weizenrost, Bekämpfung der verschiedenen Distelarten, Gerben von Fellen und Pelzen, usw.

„Der Hausarzt" mit nutzbringenden Ratschlägen für Gesundheitspflege und Heilung von Krankheiten.

„Aus der Witzkiste des Kalenderonkels" mit zahlreichen Witzen und köstlichen Einfällen zur Erheiterung von trüben Stunden.

Dazu noch eine Blütenlese aus deutschen Dichtungen, verschiedene Tabellen, zweckmäßiges Kalendarium (mit freiem Raum für Kalendernotizen) usw.

Diese kurzgefaßte Inhaltsangabe sagt mehr als viele empfehlende Worte, **wie unterhaltend, wie nützlich und wie unentbehrlich** der Deutschcanadische Hausfreund 1928 **für alle Deutschsprechenden in Canada** ist.

Der Preis ist nur 50 Cents per Stück.

Für diesen niedrigen Preis von 50 Cents senden wir den Kalender sogar **an Verwandte und Freunde unserer Abonnenten im Ausland: in den Ver. Staaten und in europäischen Ländern.** Wir tragen die höheren Portokosten selbst. Das ist eine sehr günstige Gelegenheit für unsere Leser, ihren Lieben in der alten Heimat **eine Weihnachtsfreude** zu bereiten. Wir sind fest überzeugt, daß sie mit großem Interesse den Courierkalender lesen werden. Bei Aufgeben der Bestellung bitten wir, **die Adresse genau anzugeben und deutlich zu schreiben,** damit der Kalender auch seinen Bestimmungsort erreicht.

Günstiges Angebot!

Wer unsere deutsche Zeitung „Der Courier" bis Januar 1929 vorausbezahlt, indem er $2.50 für das Jahr 1928 einsendet, erhält auf Wunsch den Courierkalender für 1928 kostenlos zugesandt. Das soll eine Aufmunterung, Belohnung und Anerkennung für jene eifrigen Courierleser sein, die ihre deutsche Presse durch frühzeitiges Einschicken ihres Lesegeldes in besonderer Weise unterstützen.

Dieses günstige Angebot gilt nur für jene, die ihre Vorauszahlung

bis Neujahr 1928

besorgt haben. Nach dem 1. Januar muß einer wie der andere 50 Cents für den Courierkalender bezahlen.

Der neue Courierkalender wird ferner auch jenen unentgeltlich geliefert, welche uns wenigstens einen neuen Abonnenten zuführen und $2.00 für das erste Jahr des neuen Lesers einsenden.

Wir hoffen, daß unsere treuen Freunde unser großherziges Angebot zu schätzen wissen und in den Wintermonaten **mit verdoppeltem Eifer für die Stärkung und Verbreitung ihrer deutschen Presse arbeiten** werden. Unser herzlicher Dank ist allen gewiß.

Bestellen Sie sofort den Courierkalender für 1928!

Alle Zuschriften und Geldsendungen sind zu richten an

„Der Courier"
1835 Halifax Straße, Regina, Sask.

Fahren wir zu **Weihnachten** nach der **Heimat!**
unter Führung eines verläßlichen und erfahrenen Kondukters
mit dem Schnelldampfer **„Pennland"**
der Roten Stern Linie.
von **Halifax am 5. Dezember 1927**

Die Passagiere werden durch Herrn George Drobey dem anerkannten und verläßlichen Kondukter begleitet.
Er wird sich um die Pässe, Visa und Baggage kümmern, so daß die Passagiere sorgenlos und in bester Bequemlichkeit die Schönheiten der Reise genießen können.
Es ist auch gleichzeitig die beste Gelegenheit um Ihre Verwandten in Begleitung Herrn Drobeys herüberbringen zu lassen. Kaufen Sie jetzt schon die Schiffskarten.
Für weitere Auskünfte wende man sich persönlich oder brieflich an

G. J. DROBEY, 10275—101. Str., Edmonton, Alta.
ALEX. LUKACS, Canada Building, Saskatoon, Sask.
L. VON SIKEVICH, 224 Portage Ave., Winnipeg, Man.

RED STAR LINE